

MISZELLE

Frank Ohlhoff

Deutsch-jüdische Emigrantinnen und Emigranten in ihrem Verhältnis zur Bundesrepublik – Eine Masterarbeit in Zeiten von Covid 19 und Digitalisierung

Es sind oft gänzlich zufällige und unvorhersehbare Umstände, welche die eigene Forschung in eine bestimmte Richtung lenken. Dies ist insbesondere bei jungen Wissenschaftler*innen der Fall, welche sich in der Forschungswelt erst zurechtfinden müssen, von vielen Seiten beeinflusst werden und zu Anfang oft nicht die gleichen personellen und materiellen Zugänge haben wie ihre älteren Kolleg*innen. Durch diese nicht planbaren Faktoren entstehen jedoch häufig neue Idee und Methoden. Sonst weniger erprobte Herangehensweisen werden ausgetestet und vielleicht unorthodoxe Quellengattungen erforscht. Eine besonders unvorhergesehene Situation, in der in den letzten Monaten so einige Bachelor-, Master- und Promotionsarbeiten entstanden sind, war die Covid-19-Pandemie. Diese schnitt vielen die Mittel, persönlichen Kontakte und sonstigen notwendigen Ressourcen für das wissenschaftliche Arbeiten ab. Die Verfasser*innen mussten die eigene Arbeit zeitweise aussetzen, unter erschwerten Bedingungen fortsetzen und fertigstellen und sich dabei ständig an die neuen Möglichkeiten der Pandemie anpassen. In diesem Kontext verfasste auch ich meine Masterarbeit.

In einem vorangegangenen Praktikum im Stadtarchiv München hatte ich Briefkorrespondenzen zwischen der Nachkriegs-Stadtverwaltung und den während der NS-Zeit emigrierten Münchner*innen jüdischer Abstammung bearbeitet. Diese Kontakte waren im Kontext der städtischen Besuchsprogramme für ehemals Verfolgte des NS-Regimes in den 1960er und 1970er Jahren entstanden.¹ Nach meinem Praktikum entschloss ich mich, das Verhältnis deutsch-jüdischer Emigrant*innen der NS-Zeit zur späteren Bundesrepublik weiter zu erforschen und in meiner Masterarbeit zu untersuchen, auch deswegen, weil es in der bisherigen Forschungsliteratur oft nur nebensächlich aufgegriffen worden ist.² Auf Archivquellen sowie andere mögliche Unterlagen konnte ich infolge meiner Arbeit jedoch nicht mehr zugreifen, da ein erneuter Lockdown die Nutzung von Archiven unmöglich machte. Da zu diesem Zeitpunkt auch nicht absehbar war, wann diese für den Besuchsverkehr wieder öffnen würden, musste ich meine Arbeit so ausrichten, dass sie auch mit rein online verfügbaren Primärquellen zu bearbeiten wäre. Nach Beratungen mit meiner Betreuerin entschied ich

¹ Vgl. weitere Literatur dazu: Krätler, Anja: „Dieselbe Stadt- und doch eine ganz Andere“. Kommunale und bürgerschaftliche Besuchsprogramme für ehemalige Zwangsarbeiter und andere Opfer nationalsozialistischen Unrechts, Berlin 2006. Nikou, Lina: Besuche in der alten Heimat. Einladungsprogramme für ehemals Verfolgte des Nationalsozialismus in München (= Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 21), Frankfurt am Main und Berlin, Berlin 2020.

² Ich begrenzte mich dabei bewusst auf jene jüdischen Geflüchteten, die es vor dem nationalsozialistisch verhängten Ausreisestopp von 1941 geschafft hatten zu emigrieren, da die spätere Ghetto- sowie Konzentrations- und Vernichtungslagererfahrung in Bezug auf das Deutschlandbild noch einmal andere Paradigmen voraussetzt.

mich für eine digitale Quellensammlung: das *Visual History Archive* der *USC Shoah Foundation*.

Die *Shoah Foundation* wurde vom US-amerikanischen Regisseur Steven Spielberg nach Veröffentlichung seines Holocaust-Films *Schindler's List* ins Leben gerufen. Die Organisation führte Video-Interviews mit mehr als 50.000 Holocaust-Überlebenden, die mittlerweile mit einer Lizenz digitalisiert im Internet zugänglich sind.³ Dort wurden sie archivalisch vollständig erfasst, segmentiert und indexiert. Dadurch ist es möglich, die Datenbank nach bestimmten Orten, Personen oder Themen zu durchsuchen, teilweise sogar minutengenau innerhalb der einzelnen Videos.⁴ Spielbergs Organisation hat bezüglich der Audio-Visual-History quantitative und qualitative Maßstäbe gesetzt und ist zu einer prägenden Kraft in der weltweiten Erinnerungskultur an die Shoah geworden.⁵ Die akademische Öffentlichkeit bewertete das Archiv jedoch teils recht kritisch, unter anderem wegen partieller fachlicher Mängel in der Interview-Methodik.⁶ Dadurch hat die *Shoah Foundation*, abgesehen von Bildungskontexten, bisher nur wenig Verwendung als Primärquellenbasis für die Erlebnisse der Holocaust-Überlebenden erfahren.⁷

Diese Umstände lassen allerdings keine Rückschlüsse auf die historisch-wissenschaftliche Verwendbarkeit der Videos zu, denn schließlich hat jede Quellensammlung ihre eigenen Probleme. Es ist gerade die Aufgabe der Forscher*innen, die Besonderheiten des eigenen Untersuchungsgegenstandes herauszufinden und daraus Konsequenzen für die eigene Vorgehensweise abzuleiten. Aus diesen Gründen war eine grundlegende Analyse der Arbeitsmethoden der *Shoah Foundation* für meine Quellenarbeit unabdingbar. Die inhaltliche Einordnung der Zeugnisse verlangte eine Untersuchung der Interview-Methodik und die Benutzung der Datenbank ein Verständnis für deren digitale Datenverarbeitung. Zudem musste auf die allgemeine Quellenproblematik der Oral- beziehungsweise Audio-Visual-History eingegangen werden. Diese methodische Analyse machte einen erheblichen Teil meiner Studie aus und speiste sich sowohl aus eigenen Beobachtungen wie auch quellenkritischen Vorarbeiten anderer Forscher*innen. Diese Überlegungen wurden auch immer wieder bei der inhaltlichen Analyse der Interviews miteinbezogen. So hatte meine Arbeit nicht nur einen empirisch-inhaltlichen Charakter, sondern auch einen quellenbezogenen methodischen Mehrwert.

Der Aufbau der Datenbank des *Visual History Archive* ermöglichte es, effizient die relevanten Zeugnisse zu finden. Um es auf eine für meine Forschungsarbeit bearbeitbare Menge systematisch zu reduzieren, eine Kontextualisierung der lokalen Verfolgungs- und Nachkriegserfahrungen zuzulassen und Vergleiche zwischen den Zeugnissen

³ Die *Shoah Foundation* fasst den Begriff des ‚Überlebenden‘ recht weit und inkludiert somit ebenfalls Zeugnisse von rechtzeitig Emigrierten.

⁴ Online unter: <https://vhaonline.usc.edu/login> [08.02.2022]. Die gesamte Interviewsammlung und ihre verschiedenen Funktionen sind nur mit einer Lizenz abrufbar, diese werden von Universitäten und Bibliotheken vergeben.

⁵ Vgl. Lichtblau, Albert: Moving from Oral to Audiovisual History. Notes on Praxis, in: Dreier, Werner/Laumer, Angelika/Wein, Moritz (Hg.): Interactions. Explorations of Good Practice in Educational Work with Video Testimonies of Victims of National Socialism (= Education with Testimonies, Bd. 4), Berlin 2018, S. 52–62, S. 54.

⁶ Siehe hierzu beispielsweise folgende Studien: Bothe, Alina: Die Geschichte der Shoah im virtuellen Raum. Eine Quellenkritik (= Europäische-jüdische Studien Beiträge, Bd. 41), Berlin/Boston, MA 2019. Und Michaelis, Andree: Erzählräume nach Auschwitz. Literarische und videographierte Zeugnisse von Überlebenden der Shoah (= WeltLiteraturen, Bd. 2), Berlin 2013.

⁷ Vgl. Bothe, Shoah, S. 101.

aufschlussreicher zu machen, wurde die Auswahl auf eine bestimmte Geburtsstadt eingegrenzt. In diesem Fall wurde München ausgewählt: eine der deutschen Städte mit der größten jüdischen Bevölkerung vor der NS-Zeit und einer bearbeitbaren Anzahl an Zeugnissen innerhalb der Datenbank.⁸ Damit eröffneten sich zudem weitere interessante Fragestellungen, zum Beispiel: Welche Rolle nimmt München konkret im Verhältnis der Emigrierten zu Deutschland ein, insbesondere als ehemalige ‚Hauptstadt der Bewegung‘? In einem weiteren Schritt gab bereits die jedem Video angehängte Schlagwortsegmentierung Hinweise darauf, in welchen Zeugnissen über die Fragestellung gesprochen wurde, ohne dass man sich jedes Video im Detail anschauen müsste. Aus den mehr als 50.000 im *USC Shoah Foundation Thesaurus* aufgelisteten Schlagwörtern wurde nach einigen zentralen und immer wiederkehrenden Begriffen gesucht.⁹ Diese Methode ließ erkennen, dass nur etwa die Hälfte der Münchner Zeitzeug*innen überhaupt über ihr Verhältnis zum Nachkriegsdeutschland spricht. Dies ist mitunter auf die individuell bedingten Interviewkonstellationen zurückzuführen, aber auch auf das Eigeninteresse der Erzählenden. Eine weitere interessante Beobachtung ist die Länderverteilung: Von den 46 Emigrierten, die ihr Verhältnis zu Deutschland thematisieren, lebte der überwiegende Teil zum Zeitpunkt des Interviews in den USA und Großbritannien, nur jeweils eine Person in Israel, Südafrika, Argentinien und Deutschland. Im Hinblick auf den amerikanischen Schwerpunkt der *Shoah Foundation* und dem bevorzugten Immigrationsland der meisten deutsch-jüdischen Geflüchteten ist dies auch nicht überraschend, allerdings ist die Länderverteilung in den restlichen Interviews, in denen die Fragestellung nicht aufgegriffen wird, deutlich vielfältiger. Auch wenn diese Zahlen natürlich keine repräsentativen Daten darstellen, lässt dieser Umstand dennoch erahnen, dass mitunter national unterschiedliche Erinnerungs-, Immigrations- und Interviewkontexte einen erheblichen Einfluss darauf hatten, ob sich die Emigrierten zu ihrem Verhältnis zu Deutschland äußerten.¹⁰

Die 46 relevanten Interviews, die mit dem Indexverfahren ermittelt wurden, wurden daraufhin untersucht, wie die deutsch-jüdischen Emigrierten ihr Verhältnis zum Nachkriegsdeutschland beschreiben und wie diese Aussagen zustande kamen. In den meisten Fällen wurde nur äußerst kurz darüber gesprochen. Das Hauptforschungsinteresse der Shoah Foundation lag dann doch auf anderen Aspekten der Lebensgeschichte: primär der wachsenden Diskriminierung im Dritten Reich und dem Emigrationsprozess. Wenn die Zeitzeug*innen etwas zu ihrem Verhältnis zu Deutschland erzählten, machten sie es fast immer an konkreten Punkten fest. Über die Interviews verteilt waren dies oft die gleichen, sich wiederholenden, Themenaspekte. Oft waren es bestimmte Kontaktpunkte im Leben der Emigrant*innen, über welche sie mit

⁸ Berlin, die deutsche Stadt mit der unbestreitbar größten jüdischen Bevölkerung, hätte innerhalb der Datenbank mehr als eintausend relevante Zeugnisse ergeben, was im Rahmen der Abschlussarbeit nicht zu bearbeiten gewesen wäre.

⁹ Beispielsweise: „attitudes toward Germany and/or Germans“ oder „post-conflict visits home“. Siehe hierzu den Schlagwort-Katalog, online unter: <https://sfi.usc.edu/content/keyword-thesaurus> [08.02.2022].

¹⁰ Beispielsweise setzte der frühe Staat Israel eine starke Assimilierung voraus, teilweise entwickelte sich sogar eine starke öffentliche Abneigung gegen deutschstämmige Israelis. Dies resultierte oftmals in einem Rückzug der spezifisch deutsch-jüdischen Kultur ins Private, öffentlich wurde sich nicht mehr dazu bekannt. Siehe hierzu: Schütz, Chana: „Gründlich, pünktlich, Mittagsschläfer“. Das Erbe der deutschen Juden in Israel, in: Kotowski, Elke-Vera (Hg.): *Das Kulturerbe deutschsprachiger Juden. Eine Spurensuche in den Ursprungs-, Transit- und Emigrationsländern* (= Europäisch-jüdische Studien Beiträge, Bd. 9), Berlin 2015, S. 321–327. Und Kranz, Dani: *Changing Definitions of Germanness across Three Generations of Yekkes in Palestine/Israel*, in: *German Studies Review* 39 (2016), S. 99–120.

ihrer Herkunft und der Bundesrepublik als solche in Berührung kamen. Zwei der wichtigsten dieser Motive waren die Beziehung zur Sprache und Kultur sowie Besuchsreisen in die Bundesrepublik. Die meisten Interviewten blieben durch ihr soziales Umfeld und kulturelle Gepflogenheiten an viele Elemente ihrer spezifisch deutsch-jüdischen und deutschen Sozialisation gebunden, auch wenn sie dies teilweise selbst kritisch beurteilten. Diese bestehende Bindung äußerte sich auch in den häufig erwähnten Reisen in die Bundesrepublik. Die überwiegende Mehrheit der befragten Zeitzeug*innen ist mindestens einmal in die BRD gereist, denn unabhängig von der persönlichen Einstellung zu dem Land gab es dafür viele verschiedene Gründe: geschäftliche Angelegenheiten, Besuch der Geburtsstadt oder bei Verwandten und Amtsbesuche bezüglich der Rückerstattung enteignetem Eigentum. Einige reisten jedoch auch mit dem bewussten Anspruch einer persönlichen Katharsis zurück: Ein letzter Besuch der Geburtsstadt sollte helfen, mit dem vergangenen Lebensabschnitt endgültig abzuschließen. Wie geläufig diese Besuchsaufenthalte in Emigrant*innenkreisen waren, zeigt sich auch an den deutschlandweiten kommunalen Besuchsprogrammen für ehemals Verfolgte des NS-Regimes, welche in den 1960er Jahren begannen und vielerorts über Jahre hinweg ausgebucht waren. Durch die Aufenthalte in der BRD relativierten viele der Interviewten ihre anfänglich negativen Ressentiments gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung. Insgesamt äußerten nur wenige der Münchner Emigrierten in der *Shoah-Foundation*-Datenbank eine starke Abneigung gegenüber Deutschland und den Deutschen und die meisten schrieben den zukünftigen Generationen bewusst keine Kollektivschuld zu. Ihre persönliche Beziehung zum Herkunftsland blieb aber ambivalent, zwischen einer gewissen Verbundenheit zu den Münchner Wurzeln, der prägenden Erinnerung an das erlittene Unrecht, der Distanz zur bundesdeutschen Zivilbevölkerung und der dankenden Loyalität zum Aufnahmestaat. Das Deutschlandbild von jüdischen Institutionen, Organisationen und dem Staat Israel hat hierbei eine gewisse Rolle gespielt, doch die Geflohenen haben ihre Einstellung oft auch an persönlichen Faktoren festgemacht.

Die Arbeit mit den Interviews aus der Datenbank des *Visual History Archive* der *USC Shoah Foundation* war durchaus eine Herausforderung. Die Verwendung einer mir ungewohnten Quellengattung war aufschlussreich und erkenntnisbereichernd, ohne große Vorkenntnisse jedoch auch erst einmal recht überfordernd. Neben den vorangegangenen methodischen Überlegungen zur Quellenart gestaltete sich insbesondere die direkte inhaltliche Verarbeitung der Interviews schwierig, auch deswegen, weil es dazu kaum Hinweise in der Forschungsliteratur gab. Beispielsweise stellte ich mir die Frage, wie ich die Ergebnisse präsentieren sollte: Springe ich beispielhaft zwischen den einzelnen Erzählungen hin und her? Trotz intensiver Betreuung durch Dozierende verblieb eine gewisse Verunsicherung.

Allgemein mehr Erfahrung mit unterschiedlichen Quellengattungen hätte mir in dieser Arbeitsphase sicherlich geholfen. Es bleibt fraglich, warum in den meisten Studiengängen der Geschichtswissenschaft fast ausschließlich schriftliche Quellenformen behandelt werden. Oral- und Audio-Visual-History, Numismatik, materielle Funde und andere Primärquellenarten werden oft nur am Rande erwähnt oder theoretisch behandelt, nur äußerst selten setzen sich die Studierenden damit praktisch auseinander. Insbesondere für die Arbeit mit Zeitgeschichte, in der viele verschiedene

Zeugnisarten (noch) vorhanden sind, ist die Erfahrung mit unterschiedlichen Quellengattungen wertvoll. Gerade auch mit Blick auf die Zukunft besteht hier Nachholbedarf, denn eine bestimmte Ebene der Quellenarbeit wird in den nächsten Jahren unbestreitbar an massiver Bedeutung zunehmen: die digitale Dimension.

Viele Quellen werden mittlerweile digital aufbereitet und online verfügbar gemacht, darunter auch viele nicht-schriftliche Elemente. Die Digitalisierung erfüllt hierbei nicht nur den Zweck eines zusätzlichen Speichermediums der historischen Dokumente, sondern ermöglicht auch einen Zugriff unabhängig von Standort oder Uhrzeit. Für viele gerade jüngere Forscher*innen eröffnen sich damit völlig neue Möglichkeiten, da teure Forschungsreisen und aufwändige Archivbesuche nicht jedem möglich sind. Auch andere Faktoren können die analoge Quellenauswertung erschweren. Viele Historiker*innen, mir inklusive, waren während der Corona-Pandemie auf online verfügbare Primärquellen angewiesen. Zusätzlich offenbart die Digitalisierung effektivere Methoden der Datenaufbereitung und Recherche. Wie das Beispiel des *Visual History Archive* der *USC Shoah Foundation* gezeigt hat, erlauben digitale Quellensammlungen eine erkenntnisbereichernde Verarbeitung großer Datenmengen. Mit diesen Mitteln umzugehen, erfordert jedoch Übung und eine grundlegende Kenntnis des individuellen Sammlungsaufbaus, der Datenbanksuchmethodik und anderer Informationsverarbeitungsmechanismen. Ein weiterer Punkt, an dem die digitale Dimension rasant an Bedeutung gewinnt, ist ihre Rolle als historische Quelle selbst. Der virtuelle Raum ist als Sphäre menschlichen Handelns nicht mehr wegzudenken und digitale Nachrichten haben viele andere Kommunikationswege ersetzt. Viele Zeugnisse der Vergangenheit werden somit zukünftig nur in dieser Form vorhanden sein, dies ist teilweise jetzt schon zu beobachten. Grundlegende Kenntnisse der virtuellen Welt sollten somit für die künftige Forschung und geschichtswissenschaftliche Ausbildung unabdingbar sein.

Diese Gedanken sind jedoch bei weitem nicht neu. Hilfswissenschaften wie die ‚Digital History‘ und die ‚Digital Humanities‘ gibt es in ihren Ursprüngen teilweise schon mehrere Jahrzehnte, an einzelnen Universitäten und Forschungsinstituten haben sie sich auch methodisch etabliert oder in Verbänden und Arbeitsgruppen niedergeschlagen.¹¹ Der sogenannte ‚Digital Turn‘ wird seit einigen Jahren diskutiert, aber seine Methoden haben sich bisher nur wenig in der Mainstream-Forschung etabliert.¹² Auch wenn mittlerweile fast alle Historiker*innen digitalisierte Quellensammlungen verwenden und einige ihre Ergebnisse mitunter in Datenbanken systematisch verarbeiten, scheinen sich viele Forscher*innen, insbesondere in Deutschland, weiterhin davor zu scheuen, digitale Elemente in ihre Forschung mit aufzunehmen oder sie zum Gegenstand derselben zu machen. Mangelnde Grundkenntnisse in der Informatik oder Berührungsängste sind mögliche Gründe hierfür.¹³

¹¹ Für den deutschsprachigen Raum wären hier insbesondere die Professur für Digital History an der Humboldt-Universität zu Berlin, das Luxembourg Centre for Contemporary and Digital History (C²DH) an der Universität Luxemburg und die Arbeitsgemeinschaft für „Digitale Geschichtswissenschaft“ im Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. zu nennen.

¹² Vgl. Lässig, Simone: Digital History. Challenges and Opportunities for the Profession, in: Geschichte und Gesellschaft 47 (2021), S. 5–34, S. 7–9. Einen ersten guten Einstieg in diesen Themenbereich bietet auch: Koller, Guido: Geschichte digital. Historische Welten neu vermessen, Stuttgart 2016.

¹³ Vgl. Lässig, Digital History, 2021, S. 25.

Natürlich birgt die ‚Digital History‘ eigene Problematiken, die beachtet werden müssen, und selbstverständlich brauchen nicht alle Forscher*innen Expert*innen in der digitalen Infrastruktur zu sein. Doch angesichts der rasanten Entwicklungen in diesem Bereich ist es fast unabdingbar, dass sich auch die Geschichtswissenschaftler*innen zumindest in Grundsätzen damit auseinandersetzen. Allerdings sollte die Verantwortung dafür nicht allein dem wissenschaftlichen Nachwuchs zugeschoben werden. Forscher*innen sämtlicher Erfahrungsstufen sollten sich mit neuen Methoden und innovativen Herangehensweisen auseinandersetzen. Es ist aber unbestreitbar, dass die digitale Ebene gerade den jüngeren Historiker*innen neue Möglichkeiten bietet. Diese sollten jedoch nicht allein im Rahmen konkreter Forschungsinhalte gesehen werden, sondern darüber hinaus gerade in den praktischen Anwendungsbereichen jenseits der hochakademischen Forschung. Angesichts der realistischen Berufschancen von Master- und Promotionsabsolvent*innen und den prekären Arbeitsbedingungen an Universitäten und Instituten ermöglicht die ‚Digital History‘ interdisziplinäre Kompetenzen im IT-Bereich, die auf dem freien Arbeitsmarkt höchst vorteilhaft sind. Hier wären beispielsweise digitale Präsentationsformen für die ‚Public History‘ oder die Verarbeitung großer Datenmengen in der Presse- oder Öffentlichkeitsarbeit zu nennen. Sich diese Kenntnisse neben dem Studium, wie es an manchen Hochschulen in Deutschland bereits angeboten wird, oder sogar noch nebenberuflich anzueignen, ist jedoch häufig schwer, weswegen sie auch schon in der universitären Lehre und im Grundstudium fest verankert sein sollten.

Die Arbeit mit digitalen Methoden sowie jegliche Auseinandersetzung mit zusätzlichen nicht-schriftlichen Quellenarten könnte die Absolvent*innen differenzierter auf das historische Handwerk aber auch die tatsächliche Arbeitswelt nach dem Studium vorbereiten. Das setzt jedoch immer eine gewisse Offenheit gegenüber weniger konventionellen Herangehensweisen voraus. Unter außergewöhnlichen Umständen kann sich diese jedoch schneller offenbaren als ursprünglich erwartet.

Zitiervorschlag Frank Ohlhoff: *Deutsch-jüdische Emigrantinnen und Emigranten in ihrem Verhältnis zur Bundesrepublik – Eine Masterarbeit in Zeiten von Covid 19 und Digitalisierung*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 16 (2022), 30, S. 1–6, online unter http://www.medaon.de/pdf/medaon_30_ohlhoff.pdf [dd.mm.yyyy].

Zum Autor Frank Ohlhoff, geboren 1996, ist Master-Absolvent im Studiengang Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München mit den Arbeitsschwerpunkten jüdische Geschichte, Geschichte des Nationalsozialismus und der deutschen Nachkriegszeit. Seine Masterarbeit schrieb er bei Prof. Dr. Margit Szöllösi-Janze unter dem Titel „Deutsch-jüdische Emigrantinnen und Emigranten in ihrem Verhältnis zur Bundesrepublik: Eine Studie am Beispiel der Landeshauptstadt München“. Zudem hat er ein Zusatzstudium in ‚Digital Humanities‘ absolviert. Aktuell arbeitet er in Berlin und besucht Weiterbildungen in der Museumsarbeit.